

Etwas aus meinem Leben

Autor(en): **Häusermann, Gertrud**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Brugger Neujahrsblätter**

Band (Jahr): **65 (1955)**

PDF erstellt am: **13.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-901359>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Etwas aus meinem Leben¹⁾

Das Dorf, in dem ich geboren wurde, liegt am Unterlauf der Reuß, unweit der Mündung, wo sie sich mit Aare und Limmat trifft. Die kleine Häusergruppe trägt den Namen des Flusses. Abseits der Landstraße, ereignet sich wenig in jenen Häusern am Ufer der Reuß: man freut sich über die Geburt eines kleinen Erdenbürgers, man betrauert den Tod eines alten Freundes, den man zu Grabe trägt. Immer aber – durch alle Jahreszeiten hin, bei Tag und Nacht – dröhnt der Orgeldonner stürzender Wassermassen vom Wehr.

Hier kam ich zur Welt – im August des Jahres 1921. Hier auch, abseits der Landstraße, am Ufer eines Flusses, verlebte ich meine Kinderjahre. Und wenn ich heute zurückdenke, so scheint mir, daß es gerade die Einförmigkeit jenes Alltags war, die meine Phantasie am meisten anregte. Nichts Außergewöhnliches geschah; es sei denn, man erfand es sich selber.

Ich war ein Kind, das rasch fieberte, krank und ebenso schnell wieder gesund wurde. Entweder lachte oder weinte ich, aber folgsam und ernst wie meine Schwester war ich nie. Hingegen träumte ich viel. Während langen Krankheitswochen malte ich mir Geschichten aus, erfand Gestalten, mit denen ich lebte, spielte, sprach. Und als ich lesen gelernt, war ich oft genug restlos glücklich. Ich las, was immer vor meine Augen geriet.

Im neunten Sommer meines Erdenlebens geschah mir etwas Seltsames. Strickend saß ich eines Nachmittags auf dem Sofa in der Stube. Die Laden waren vor die Fenster gelegt; grünliche Dämmerung umgab mich und Schattenkühle, während draußen im Laub die Vögel flatterten und tschilpten.

Ich hatte in einem Buch gelesen. Das stets wiederholte Spiel meiner Finger mit Stricknadeln und Garn mußte wohl schläfrig gemacht haben; jedenfalls riß ich unversehens die Augen auf und merkte, daß meine Strickarbeit in den Schoß gesunken, das Buch, darin ich gelesen, seitlich auf den Fußboden gerutscht war. Mir wurde klar, daß ich sitzend eingnickt war; dabei hatte mich ein kurzer Traum gestreift: kurz – aber von wunderbarer Eindringlichkeit.

Mir hatte geträumt, ich schriebe eines Tages Bücher: Bücher wie

¹⁾ Abdruck aus „Jugendborn“, 45. Jahrgang, Heft 7, November 1953

dieses Buch, darin ich eben noch gelesen hatte, während die Nadeln in meinen Händen klirrten.

Dieser Traum hatte mich so heiter gemacht, daß ich während Augenblicken ganz verwirrt war. Hernach ging ich hinunter auf die Straße, wo Mutter mit einer Nachbarin im Schatten des Holunderstrauches plauderte. Und da fühlte ich zum erstenmal, daß ich etwas besaß, von dem außer mir kein Mensch wußte. Ich besaß ein Geheimnis und ich hütete es.

Allmählich verflüchtigte sich die Erinnerung an jenen Traum. Selten mehr dachte ich daran. Schließlich hatte ich ihn ganz vergessen. Erst Jahre später – im Winter meines letzten Schuljahres – erlebte ich dasselbe erneut und mit erstaunlicher Deutlichkeit.

Diesmal war Nacht. Ich lag im Bett und schlief. Im Traum schrieb ich ein Buch: eine wunderschöne Geschichte, die mich im Schlaf entzückte. Vermutlich wäre ein großer Unsinn zutage gefördert worden, falls ich das Ergebnis meiner Trautätigkeit über die Schwelle des Schlafes hätte retten können. So aber erwachte ich, hörte das trockene Rieseln der Schneeflocken am Fensterglas und wußte, daß ich eines Tages eine Geschichtenerzählerin werden würde – so, wie ich es eben im Traum gewesen war.

Wieder bewahrte ich das Begebnis dieses Traumes hübsch für mich und sagte nie ein Wort davon. Nur wenn man mich fragte, was ich werden wolle, so gab ich zur Antwort: „Ich möchte immer mit Büchern zu tun haben.“ Mehr brachte man nicht aus mir heraus; aber wie sollte man auch? Bei Tageslicht besehen, schien mein Traum nichts weiter als ein Traum zu sein; um Bücher schreiben zu können, brauchte es doch wohl mehr, als nur das, was in meinem einfältigen Kopf zu stecken schien.

Ich war nie eine besonders gute Schülerin gewesen – außer vielleicht im Deutschunterricht. Als daher mein Lehrer mit der lästigen Frage, die jedermann in jenen Wochen an mich stellte, zu mir kam, erhielt er dieselbe unbestimmte Antwort. Er aber wußte als Einziger Rat. „Du könntest eine Buchhändlerin werden“, sagte er. Und damit war der erste Schritt getan, der mich hinein in das Reich der Bücher bringen sollte.

Mit sechzehn Jahren begann ich meine Lehrzeit als Buchhändlerin. Jeder neue Tag war mir ein neues Vergnügen. Schon begann ich meine Träume umzudeuten; ich sagte mir: „Du wirst keine Geschichten

schreiben – sondern Geschichten verkaufen – so war der Traum wohl gemeint.“ Denn meine Achtung vor Menschen, die dieser Kunst fähig waren, stieg ins Grenzenlose. Und ich selber war klein, jung – und so wundergläubig.

Eines Tages jedoch – es war Jahre später – begegnete ich zum erstenmal in meinem Leben einem Menschen, der selber Geschichten schrieb. Er war nicht viel älter als ich; aber er war von jener Art, die mir aus den Büchern meiner Lieblingsautoren gut bekannt war. Er war ein täglicher Gast in unserer Buchhandlung. Anfangs wunderte ich mich, daß er mit denselben Worten sprach, die auch ich gebrauchte, daß er dieselben Autoren liebte, die ich verehrte. Allmählich verstand ich, daß Dichter sich äußerlich kaum von andern Leuten unterscheiden.

Im Februar 1944 wechselte ich meinen Arbeitsplatz und ging nach Zürich. Dort saß ich eines Tages mit eben jenem jungen Dichter und seinem erfahrenen Freund, einem alten Schriftsteller, in einem Tee-raum. Es war hellichter Tag. Eben hatte ich den Zucker in meiner Tasse zerrührt, da sagte der alte Herr etwas, das mich aufhorchen ließ. Ich hob den Kopf, stutzte. „Ja – schreiben Sie!“ wiederholte er.

„Ich – schreiben?“ fragte ich verwundert und blickte in seine wunderbar dunklen Augen, die mich über den Tisch hinweg prüften – und da fühlte ich mich ertappt, ertappt über meinem Geheimnis, das so tief im Herzen verborgen lag, daß ich es selber vergessen hatte. Meine Träume – hatte er sie erraten?

Als ich jenes Lokal verließ und durch die Straßen wanderte, hinüber an den See, war ich etwas geworden, was ich niemals zuvor gewesen war: eine Schriftstellerin. Ich war es, obgleich ich noch keine Zeile irgendeiner Geschichte geschrieben hatte. Da stand ich denn am eisernen Geländer und blickte über das Wasser hin, das blendend im Sommerlicht vor mir ausgebreitet lag. Am Horizont kreuzte eine Jacht gegen die trockene Bise auf; die Segel dieses Schiffes signalisierten eine Botschaft in meine Augen: die stolze Verheißung einer Zukunft, von der ich nichts weiter wußte, als daß sie begonnen hatte.

An diesem Nachmittag tat ich, was mir jener erfahrene Mann geraten hatte: ich kaufte eintausend Blatt weißen Papiers, eine Flasche Tinte, setzte mich in mein Zimmer mit diesem geringen Rüstzeug und begann.

Ich schrieb. Schrieb jeden Tag – Stunde um Stunde – ich schrieb einen Roman. Die Geschichte eines Menschen, der in seiner Jugend

schön und vom Glück wie von einem Schmetterling begleitet wird – alternd jedoch häßlich und hoffnungslos endet. Eine traurige und lange Geschichte. Aber als sie fertig war, da zeigten sich alle Fehler, die ein Anfänger in der Kunst des Schreibens machen kann. Dennoch hatte ich eine Menge gelernt – und das, sagte jener kluge Schriftsteller, sei ein recht guter Anfang, falls man wirklich entschlossen sei, ein tüchtiger Geschichtenerzähler zu werden.

Danach erkrankte ich und zog um, zurück in jenes Dorf am Fluß. Und dort ersann ich mir, in der Einförmigkeit der Tage, die Geschichten von „Irene“ und von „Perdita“.

Es waren mühsame Jahre, voll harter Arbeit, voll Zweifel und materieller Not. Niemand wollte glauben, daß aus mir eine Schriftstellerin würde. Einzig meine beiden Freunde hielten zu mir.

Im Herbst 1948, als „Perdita“ als zweites Buch erschienen war, heiratete ich den Schriftsteller Max Vögeli, eben jenen jungen Dichter, den ich in der Buchhandlung kennengelernt. Seither wohnen wir in Oberentfelden, in der Nähe von Aarau. Hier schrieb ich meine weiteren Bücher: „Anne und Ruth“, „Die Fischermädchen“, „Marianne“ und „Heimat am Fluß“, einen Band mit Erzählungen aus meinen jungen Jahren am Ufer der Reuß.

Gertrud Häusermann